

Jeanne M. Blasberg
Eden

Jeanne M. Blasberg

Eden

Roman

Deutsch von Christine Strüh

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel »Eden«
bei She Writes Press, Berkeley, CA

Das vorangestellte Motto ist entnommen aus: Amos Oz, Dem Tod entgegen.
Zwei Erzählungen. Aus dem Hebräischen von Ruth Achlama. © Amos Oz 1971.
© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1997.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen
wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen,
sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung
verweisen.



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® NooI967

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2017

by Jeanne McWilliams Blasberg

Copyright der deutschsprachigen Erstveröffentlichung 2019

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Lee Avison / Trevillion Images FinePic®, München

CN · Herstellung: ik

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: CPI book GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-20582-0

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*In liebevoller Erinnerung an die Mütter vor mir –
an Anne, Mary, Betty und Jeanne.*

Auch die Meerestide ist keine separate Kraft, sondern die Hingabe des Wassers an die Bewegung des Mondes auf seiner Bahn. Diese Bahn wiederum ist anderen, weit mächtigeren Bahnen untergeordnet. Und so ist der ganze Kosmos von einem Gewirr starker Reifen umschlungen, den Kräften der Erde und der Sonne, der Planeten und der Meteore, der ganzen Galaxie, blind aufwallende Kräfte kräuseln und kräuseln die leisen Wellen des Schweigens bis in die Tiefen der schwarzen Weiten.

Amos Oz

Bunny & Sadie

Thomas
&
Carol

Edward
&
Beth

Robert
&
Ruth

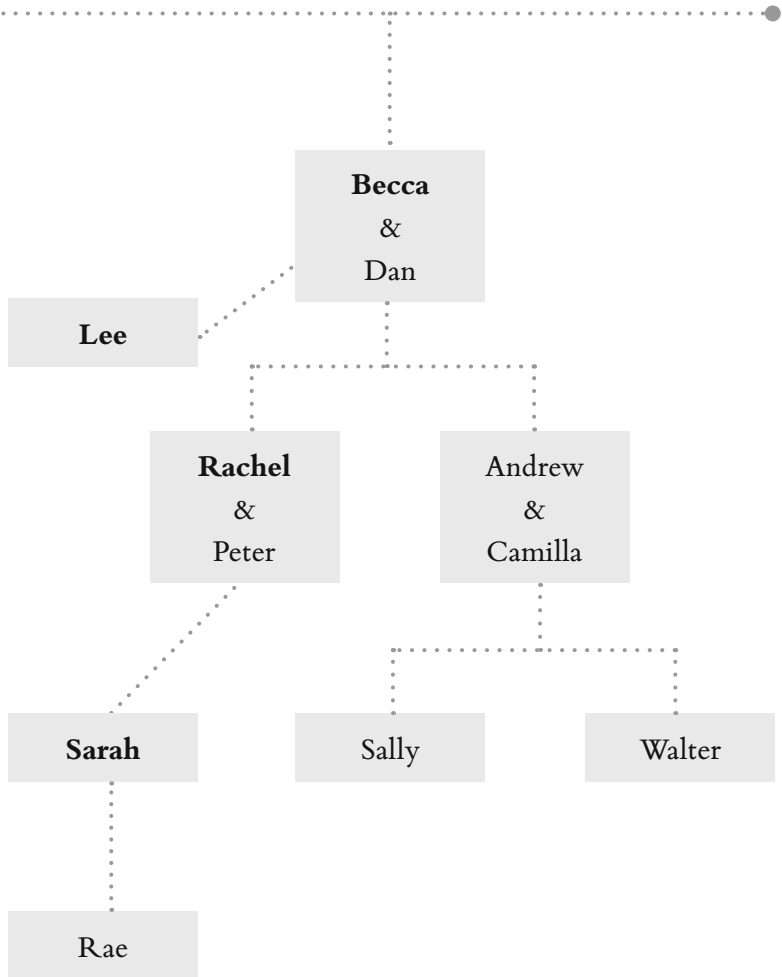
Joseph
&
Constance

Benjamin

Jessica

Monica





LONG HARBOR, RHODE ISLAND

16. JUNI 2000

Ich wollte es dir eigentlich schon früher erzählen«, sagte Becca zu ihrer Enkelin Sarah, die neben ihr saß und sich die Hände an einem Becher heißen Tee wärmte, »aber es ist mir schwergefallen, den richtigen Zeitpunkt zu finden.« Unruhig schob sie die Kissen in ihrem Rücken zurecht und strich ihren Rock glatt. Die beiden saßen auf Beccas Lieblingsplatz, einem daunengepolsterten Zweiersofa vor dem offenen Kamin. Normalerweise hätte Becca ein Feuer angemacht, um die Feuchtigkeit zu vertreiben, aber dieses Jahr hatte sie den Holzstoß nicht aufgefüllt. Sarah wartete gespannt, dass ihre Großmutter weitersprach, und wickelte dabei den Teebeutel um ihren Löffel, um das letzte bisschen Geschmack aus ihm herauszuquetschen.

Aber Becca sah an Sarah vorbei durch das große Sprossenfenster aufs Meer hinaus. Auf der Scheibe waren Spuren von Salz und Sand, zwischen Fliegengitter und Doppelfenster klebten Spinnweben. Draußen regnete es, ein leichter, reinigender Frühlingsschauer, und Becca nahm sich einen Moment Zeit, um dankbar an all das Gute in ihrem Leben zu denken. Erstens war sie gesund. Zweitens würde sie den

Sommer hier in Eden, dem geliebten Stammsitz ihrer Familie, verbringen. Drittens saß Sarah neben ihr, strahlte und war schwanger mit Beccas erstem Urenkel.

»Und?«, fragte Sarah ungeduldig und spähte über den dunklen Rand ihrer Brille.

»Na ja, es ist ziemlich kompliziert.« Wieder stockte Becca, schaute zu den hübschen Zierleisten empor und fingerte an ihrem Ehering herum. Dann endlich zwang sie sich zu sagen: »Ich habe nach dem Tod deines Großvaters etwas ziemlich Besorgniserregendes entdeckt.«

Sarah kniff die Augen zusammen, legte den Kopf schief und zwirbelte ihre langen roten Haare über der Schulter zu einem Strang zusammen. Da die Regenwolken das Tageslicht dämpften, knipste Becca eine kleine Leselampe an.

»Als ich mir mit dem Anwalt unsere Vermögensverhältnisse angeschaut habe, na ja – anscheinend hat er nicht aufgepasst.«

»Er hat nicht aufgepasst?« Mit der einen Hand packte Sarah das abgenutzte Polster und legte die andere auf ihren Bauch, eine etwas melodramatische Geste, als müsse sie ihr ungeborenes Kind schützen.

»Mit dem Geld.«

»Und?« Sarahs Schultern entspannten sich etwas.

»Nicht dass alles seine Schuld gewesen wäre. Edens altmodische Rohrleitungen und das Schindeldach einigermaßen in Schuss zu halten war sehr kostspielig. Außerdem mussten wir in New Haven auch einen gewissen Lebensstil pflegen – du weißt schon, wegen der Stellung deines Großvaters in der Klinik.« Becca merkte, wie ihr die Hitze ins Gesicht stieg. Über Dans Fehler zu sprechen war schwer für sie, nachdem sie sonst immer diejenige gewesen war, die ihn verteidigt hatte. Und jetzt, da sie hier auf dem Sofa saß, in

diesem Raum, der einmal das holzvertäfelte Arbeitszimmer ihres Vaters gewesen war, hatte sie plötzlich seine dröhnende Stimme im Ohr. »Ärzte können bekanntermaßen schlecht mit Geld umgehen«, hatte er immer gesagt. »Also wirst du darauf ein Auge haben müssen.«

Sarah stieß ein hörbares »Uff« aus, und Becca blickte auf, überrascht, sie lächeln zu sehen. »Geld ist nicht so schlimm, Gran«, sagte sie. »Poppy hat ja kein Verbrechen begangen oder heimlich eine Geliebte gehabt, oder?«

»Natürlich hatte dein Großvater keine Geliebte!«

»Dann ist es also nur das Geld? Weiter nichts?«, fragte Sarah.

»Ja. Du tust ja so, als wäre das ein Klacks.«

»Na ja, ich hatte Angst, du erzählst mir gleich etwas von irgendeinem grässlichen Skandal, irgendetwas echt Schockierendes.«

»Sarah!«

»Ich meine, es kommt doch häufig vor, dass Leute schlechte Investitionen tätigen.« Inzwischen regnete es stärker, und der Himmel war fast schwarz geworden. Becca fingerte an ihrer Perlenkette herum und horchte auf das ferne Grollen des Donners.

Sarah stand auf. »Gran, ich mach mir noch einen Tee. Kann ich dir was mitbringen?«

»Bitte setz dich erst mal wieder. Ich bin noch nicht fertig.«

Sarah biss sich auf die Lippe und nahm wieder Platz, halb im Schneidersitz. Becca atmete tief ein und versuchte, die Irritation abzuschütteln, die sich in ihr breitmachte. Vor ihr saß ihre neunundzwanzigjährige Enkelin, unverheiratet, Studentin, nach der neuesten Mode bekleidet mit einem lächerlichen Baumwollpulli, der ihr jederzeit von den Schultern rutschen konnte. Sie war schwanger, hatte

kein Einkommen und keinen Plan, wie sie ihre Rechnungen bezahlen wollte. Wie konnte sie eine dermaßen flapsige Bemerkung machen, wo es doch um das Vermögen ging, das bisher für ihren Lebensunterhalt zuständig gewesen war?

»Sarah, ich werde nicht nur das Haus in New Haven verkaufen müssen, um die Schulden zu bezahlen, sondern auch meinen Anteil an Eden.«

Sarah sank zurück in die Kissen. »Aber ich bin so gern hier«, murmelte sie.

Unwillkürlich redete Becca lauter, sie konnte sich nicht länger zurückhalten. »Ich werde dir nicht mehr mit der Miete helfen können. Du und deine Mutter, ihr könnt nicht mehr auf meine finanzielle Unterstützung zählen. Und wegen Lilly fühle ich mich besonders schrecklich, weil sie schon seit der Geburt deiner Mutter bei uns ist. Jetzt muss ich eine Familie finden, die eine grauhaarige Haushälterin einstellt, die zudem stark weitsichtig ist.« Um Letzteres deutlich zu machen, fuhr Becca mit dem Zeigefinger über das staubige Fensterbrett.

Jetzt wirkte Sarah doch etwas geknickt. »Weiß Mom es schon?«, fragte sie.

»Nein, noch nicht. Ich wollte es ihr an dem Nachmittag sagen, als du angekommen bist – in dem Moment, als wir uns hingesetzt haben, um zu reden, standest du vor der Tür.«

»Oh.«

»Und seit du deine Schwangerschaft bekannt gegeben hast, ist sie oben in ihrem Zimmer und regt sich auf. Momentan kann ich ihr das nicht zumuten.«

»Gran ...«

»Und Lilly weiß es auch noch nicht. Sie hat keine Familie mehr, und ich möchte sie nicht beunruhigen. Egal wo ich

später wohnen werde, ein Dienstbotenzimmer wird es da bestimmt nicht geben!«

»Gran, das tut mir sehr leid.«

»Was ich dir gerade erzählt habe, bleibt aber unter uns, ja? Sag den beiden bitte nichts davon. Das muss ich selbst tun.«

»Natürlich verrate ich ihnen nichts davon, das weißt du doch.« Sarah legte ihrer Großmutter die Hand auf die Schulter. »Aber es wird sich alles finden, da bin ich sicher.«

»Sarah, du verstehst anscheinend nicht, wie es hier läuft – wie das alles finanziert wird.« Becca machte eine ausladende Geste, die ganz Eden einbezog. »Und es war noch nie bedeutsamer als jetzt – wo du bald noch ein hungriges Mäulchen zu stopfen haben wirst.«

»Doch, ich weiß schon, wie das mit Eden funktioniert. Ich dachte nur ...«

»Tja, dann schlage ich vor, dass du in Zukunft noch viel genauer nachdenkst. Ein Baby bringt eine Menge Verantwortung mit sich. Und teuer ist es auch. Vielleicht solltest du deinen Freund anrufen und sehen, ob ihr euch nicht doch wieder zusammenraufen könnt.« Ihre Schultern waren verkrampft, ihre Hände lagen zu Fäusten geballt in ihrem Schoß.

»Gran, darüber haben wir doch schon gesprochen. Heutzutage schaffen es ledige Mütter auch allein«, sagte Sarah.

»Du glaubst also nicht, dass er dich unterstützen würde?«

»Nein, er ist total wütend.«

Schon nach Sarahs Erzählungen hatte Becca eine Abneigung zu ihm gefasst – er war ihr Professor, Herrgott noch mal! Und wie sollte eine Promotion über Renaissance-malerei überhaupt je zu einer auch nur einigermaßen gut bezahlten Stelle führen? »Ich weiß, du gehörst zu einer anderen Generation, Sarah, aber ...« Becca wählte ihre Worte mit Bedacht. »Ich glaube, du musst dich entscheiden.«

»Gran«, unterbrach Sarah sie, in defensivem, fast herablassendem Ton. »Ich hab meine Doktorarbeit fast fertig geschrieben, anschließend werde ich mich auf alle infrage kommenden Dozentenstellen bewerben. Und wenn Alistair keinen Anteil am Leben seines Babys möchte, werde ich ihn ganz sicher nicht anfehlen, seine Meinung zu ändern. In der heutigen Zeit können Frauen Karriere machen *und* Kinder haben, mit oder ohne Mann. Das kannst du nicht verstehen.«

Verärgert strich Becca sich eine lose graue Haarsträhne hinters Ohr, straffte die Schultern und räusperte sich. »Sarah, ich liebe dich, aber die letzten sechs Monate waren wirklich hart für mich. Hast du überhaupt eine Vorstellung davon, wie es ist, wenn man einen Mann verliert, mit dem man fünfzig Jahre zusammen war, und dann feststellen muss, dass nicht das kleinste bisschen Geld mehr da ist?« Noch lauter fügte sie hinzu: »Und dann sitzt du hier und sagst mir, ich verstehe irgendetwas nicht? Ich habe ein erfülltes Leben hinter mir, Sarah, und ich verstehe mehr als genug.«

Auf einmal spürte sie, wie ihr die Tränen kamen. Entschlossen zog sie ihr Taschentuch aus dem Ärmel, wischte sich die Augenwinkel trocken und holte ein paarmal tief Luft. Dann fischte sie ihren Lippenstift aus der Tasche, trug ihr charakteristisches Apricot auf und verrieb die Farbe gleichmäßig. »Ich dachte, ich setze dich über diesen finanziellen Engpass in Kenntnis, damit du vor diesem Hintergrund Entscheidungen treffen kannst. Sowohl, was deinen Freund angeht, als auch, ob du wieder an die Uni gehen oder dir lieber einen Job suchen willst. Betrachte es doch einfach als nette Geste.«

Jetzt liefen Sarah die Tränen übers Gesicht. »Gran, so kenne ich dich überhaupt nicht«, sagte sie und spielte dabei am Saum ihres Pullis herum.

Becca holte wieder tief Luft, ihr Blick wurde sanfter. Sie war nicht gerne wütend. »Sarah, das ist wahrscheinlich für uns alle eine Art Weckruf.«

»Aber Gran, weißt du, ich hab mir auch überlegt, das Baby nicht zu behalten.« Sarah putzte sich mit einer Serviette die Nase.

»Das wusste ich nicht, nein«, antwortete Becca kopfschüttelnd. »Schreib ihm. Vielleicht reagiert er auf einen Brief. Lade ihn ein, ihr könnt euch gern hier treffen und besprechen. Denk über alle anderen Möglichkeiten nach, ehe du so etwas tust.«

»Okay, ich werde über alles nachdenken, das verspreche ich«, sagte Sarah und zwirbelte ihre Haare noch enger zusammen. »Aber letztlich bleibt es trotzdem meine Entscheidung.«

2

LONG HARBOR, RHODE ISLAND

26. JUNI 2000

Beccas Nasenflügel blähten sich, als sie mit immer längeren Schritten und schwenkenden Armen die salzige Luft einatmete. Sie schwitzte schon. Typisch – letzte Woche hatte sie noch überlegt, im Arbeitszimmer Feuer zu machen, und heute war es dunstig, heiß und feucht, der Beginn einer Hitzewelle. Für das ganze Feiertagswochenende waren Rekordtemperaturen angesagt.

Seit fünfzig Jahren wanderte Becca fast an jedem Sommermorgen diesen Strand entlang – eine Meile hin, eine zurück.

Früher hatte sie ihn für sich alleine gehabt, sie hatte damit angefangen, bevor es Mode wurde, enge schwarze Hosen und Ohrstöpsel zu tragen.

Bei Flut musste sie sich an einem schmalen, mit Seetang bedeckten Sandstreifen durchschlagen, aber bei Ebbe – wie heute – war der Boden herrlich glatt und fest, sodass sie trotz ihres fortgeschrittenen Alters mühelos und flott vorwärtsskam. Obwohl sich die Konturen des Strands von Tag zu Tag veränderten und obwohl Winterstürme den Sand oft drastisch untergruben, blieben ihr die menschengemachten

Orientierungspunkte hinter den Dünen stets ebenso vertraut wie die Zimmer von Eden.

Ihr Springerspaniel Hennessy schnüffelte lieber im Treibholz oben in den Dünen herum, als wie sie zielstrebig voranzuschreiten. Er zerrte an der Leine und riss Becca beinahe um, bis sie schließlich nachgab und ihn von der Leine ließ. Letzte Woche hatte er den Schutzzaun für die brütenden Flötenregenpfeifer durchbrochen und war ins Nistgebiet der Vögel eingedrungen, worauf ein wütender Ranger Becca minutenlang angebrüllt und sie den Hund nur mit Mühe wieder unter Kontrolle bekommen hatte. Es war ziemlich peinlich gewesen. Dan hatte sich immer darüber geärgert, dass den Regenpfeifern ein so ausgedehntes Schutzgebiet zugestanden wurde. »Wenn diese verdammten Vögel jemals in der Wildnis überleben sollen, darf man sie doch nicht so verhätscheln«, hatte er immer gesagt.

Becca versuchte, diese Erinnerung und die damit einhergehende Melancholie zu verdrängen und sich stattdessen auf den bevorstehenden Sommer zu freuen. Schon seit eh und je mochte sie diese Jahreszeit am liebsten, und im Lauf ihres Lebens hatte sie ihren unverwechselbaren Ablauf immer mehr schätzen gelernt. In den kühleren Wochen direkt nach Memorial Day Ende Mai waren nur wenige Leute hier, denn das Wetter war meist noch kühl und feucht, die Fenster von der Gischt besprüht. Im Juli füllten sich die Häuser allmählich, die Sonne wurde wärmer, die Fluten stiegen, und im August war Long Harbor dann richtig in Schwung, Insekten summten in den Gärten, Tomaten reiften an den Stauden. Wenn der September nahte, ging die Fluthöhe allmählich zurück, man wurde der vielen Einladungen müde, die Eltern brachten ihre Kinder gern zurück zur Schule, und man konnte wieder die Decken über die Laken ziehen.

So wanderte Becca an den plätschernden Wellen entlang und schaute ein wenig nostalgisch hinüber zur grau geschindelten Strandhütte der Bancrofts, zu dem großen Steincottage der Taylors und dem umstrittenen Umbau der Whites. Sie kam an fünf oder sechs weiteren Häusern vorbei, jedes davon mit seiner ganz eigenen Geschichte. Wenn Becca sah, dass irgendwo das Terrassenlicht brannte, machte sie sich eine Notiz im Hinterkopf, wer wieder in Long Harbor war. Dann gestattete sie sich ein paar Minuten Traurigkeit. Wahrscheinlich würde dieser Sommer für sie der letzte in dieser exklusiven Nachbarschaft sein.

Aber ihre Nostalgie verwandelte sich in Unbehagen, sobald sie sich ausmalte, wie entsetzt diese Menschen, allesamt rechtschaffene Bürger, auf die Nachricht von Sarahs Schwangerschaft reagieren würden – jede Menge Klatsch und Tratsch würde zwischen den Ligusterhecken hin und her gehen. Die Leute würden reden, doch Sarah schien das nicht im Geringsten zu stören. Ausgerechnet in dem Moment, als Becca mit Rachel die Familienfinanzen besprechen wollte, war sie zur Tür hereinmarschiert, hatte ihre vollgestopften Reisetaschen mit einem dumpfen Schlag auf dem Boden abgesetzt, und ihre Mutter und Großmutter hatten sich erschrocken umgedreht. »Was für eine Überraschung! Wir haben dich erst in ein paar Wochen erwartet«, hatte Becca gerufen.

»Ich weiß, Gran. Aber ich musste verschwinden. Alistair und ich ...« Sarahs Stimme zitterte.

»Ach du liebe Zeit – habt ihr euch gestritten?« Becca war von Anfang an überzeugt gewesen, dass eine Affäre mit einem Professor nur in einer Katastrophe enden konnte, aber sie hatte ihre Meinung für sich behalten, weil sie wusste, dass Sarah von ihrer Mutter ohnehin eine Menge Kritik einstecken musste.

Mit dem Instinkt einer Mutter, die Probleme witterte, stand Rachel auf. »Sarah, ist alles in Ordnung mit dir?«

»Ja, alles gut«, stammelte Sarah. »Ich meine, es wird schon wieder. Aber ich muss euch etwas sagen.« Nervös sah sie eine Weile zwischen den beiden hin und her.

Rachel verzog anklagend das Gesicht. »Du bist schwanger, stimmt's?«

Sarah nickte kleinlaut.

»O Sarah!«, rief Rachel. »Aber dein Abschluss ... Warum? Im wievielten Monat bist du denn?«

»Im zweiten ... oder im dritten«, antwortete Sarah.

»Nach der ganzen Arbeit, die du in dein Studium gesteckt hast? Willst du das jetzt alles den Bach runtergehen lassen?«, ereiferte sich Rachel und schlug mit der Faust auf die Küchentheke. Dann marschierte sie aus der Küche und verschwand in ihrem Zimmer, aus dem sie seither nicht wieder aufgetaucht war.

Becca schauderte bei dem Gedanken an die Reaktion ihrer Tochter. Sie wünschte sich, es wäre anders gelaufen, aber Sarahs Ankündigung hatte einen wunden Punkt getroffen. Vor dreißig Jahren hatte Rachel das College verlassen, weil sie mit Sarah schwanger war.

Jetzt schlug Becca die athletischste Gangart an, deren sie fähig war, atmete tief den feuchten Nebel ein, der ihren schmalen Körper umhüllte und an ihren schulterlangen grauen Haaren klebte. Ja, die Leute würden reden. Oder vielleicht auch nicht. Vielleicht hatte Sarah recht mit ihrer Einschätzung, dass so etwas inzwischen ganz normal war: alleinerziehende Mütter, Seitensprünge, finanzieller Ruin. Vielleicht würde niemand auch nur mit der Wimper zucken. Wie dem auch sei – in Long Harbor erwartete Becca schon eine gewisse Schadenfreude, wenn bekannt wurde, dass sie in Schwierigkeiten war.

Am Meilenstein machte sie kehrt. Allmählich brannte sich die Morgensonne durch den Dunst, und für den Rückweg setzte Becca ihre Sonnenbrille auf, die sie sich in die Haare gesteckt hatte. Jetzt reicht es mit dem Power Walking, dachte sie und schaltete zurück in ein gemütliches Tempo. Allerdings geriet sie zu nah ans Wasser, eine Welle erwischte sie und durchnässte ihre Tennisschuhe und den Saum ihrer Jogginghose. So schnell sie konnte eilte sie zurück auf trockeneren Untergrund – wie ein Strandläufer nach einem kurzen Flirt mit der Rückströmung.

Sie nahm den schmalen Pfad durch die Dünen, vorbei an rosaroten Strandrosen, hinauf auf den Sandhügel. Von diesem etwas höher gelegenen Standpunkt aus wirkte Eden immer am spektakulärsten, eine Grande Dame aus einer anderen Zeit. Ihre silbergrauen Schindeln verliehen ihrer Pracht einen Hauch von Ungezwungenheit, drei Stockwerke in der Mitte, rechts und links jeweils ein weitläufiger Seitenflügel, der sich anmutig über einen üppigen grünen Rasen erstreckte.

Als Beccas Vater, Bunny Meister, das Haus in den 1920ern entworfen hatte, war seine Absicht gewesen, dem Betrachter den Atem zu rauben, und aus der Distanz war ihm dies auch gelungen. Obwohl die geblühten Polstermöbel inzwischen zu einem »schäbigen Yankee-Schick« verblasst waren, die Fassadenfarbe abblätterte und sich Fledermäuse auf dem Dachboden eingenistet hatten, hieß das Haus Becca Sommer für Sommer willkommen und vermittelte ihr – und der ganzen Familie – das Gefühl, gegen das Chaos der Welt immun zu sein. Es war die einzige Konstante in ihrem Leben.

Zwar war Becca sicher, dass sie sich an ein Leben ohne ihren Ehemann gewöhnen würde, aber ein Leben ohne Eden war für sie im Grunde unvorstellbar. Im Winter hatte ihr

stets allein der Gedanke an diesen Ort so viel Auftrieb gegeben wie im Sommer das reale Haus. Eden überspannte die Zeit als Sammelbecken für Familienlegenden und intensivste Erinnerungen. Ihr Leben lang würde es für Becca mit Liebe und Tradition verknüpft bleiben, ein Bindeglied zwischen den Generationen, und der Gedanke, dass Sarahs Baby womöglich nie Gelegenheit haben würde, hier durch das kühle Gras zu laufen, machte sie traurig. Lediglich die Vorstellung, Sarah könnte sich dafür entscheiden, dieses Baby nicht zu bekommen, war noch trauriger.

Als Becca den Rasen überquerte und auf dem Plattenweg weiterging, entdeckte sie an einer Traufe über der Hintertür ein vor Tau glitzerndes Spinnennetz, das ihr sofort den Sommer ins Gedächtnis rief, in dem sie Sarah »Wilbur und Charlotte« vorgelesen hatte. Ihr Herz wurde schwer. Alles an und in diesem Haus war von Erinnerungen erfüllt.

Sie wischte sich über die Augen und öffnete die in den Angeln ächzende Fliegengittertür. Eigentlich hätte sie die Tür schon vor langer Zeit ersetzen müssen, aber das vertraute Geräusch sorgte dafür, dass niemand unbemerkt durch die nie verschlossene Tür ins Haus kommen konnte. Becca schlüpfte aus ihren nassen, sandigen Schuhen, stellte sie zum Trocknen auf die Fußmatte, zog die Socken aus und füllte dann Hennessys Wassernapf.

Inzwischen war es sieben Uhr, und es würde noch eine ganze Weile dauern, bis jemand herunterkam. Da Lilly gestern die Küchentheke gründlich gereinigt hatte, roch es angenehm nach Zitrone, auf dem Boden stand der Weidenkorb mit der Zeitung von gestern. Noch herrschte in dem Raum, der sich im Lauf des Tages in das Aktivzentrum von Eden verwandeln würde, so etwas wie Ruhe und Ordnung.

Draußen lichtete sich der Nebel, die Sonne schien durch

das Fenster auf den Küchentisch. Nachdenklich strich Becca mit dem Finger über das Holz. Wenn Sarah der unverheirateten Elternschaft so kühn und furchtlos die Stirn bieten konnte, würde Becca vielleicht auch ihren Mut wiederfinden. Es würde guttun, sich alles von der Seele zu reden, sie hatte ihr Geheimnis schon so lange gehütet, dass es sie mit seinen Fangarmen komplett umhüllte. Am Wochenende des Nationalfeiertags am 4. Juli würde die Familie sich hier versammeln, das war die perfekte Gelegenheit.

Becca holte die Vase mit den Pfingstrosen vom Esszimmertisch und stellte sie ins Spülbecken. Sorgfältig zupfte sie die verwelkten Blätter ab, erneuerte das Wasser und vergrub für einen Moment das Gesicht in den Blüten, um ihren beruhigenden Duft einzuatmen. Dan hatte die Pfingstrosen mit ebenso viel Liebe gepflegt wie vor ihm Beccas Vater. Auf einmal hatte sie Tränen in den Augen. Aber sie hielt sie zurück, zog die Nase hoch und rieb sich die Augen trocken. Sie würde Edens kleine Freuden genießen, solange sie noch ihr gehörten.

3

LONG HARBOR, RHODE ISLAND

1955

Bunny saß in seinem gepolsterten Rollstuhl auf der Terrasse hinter dem Haus. Vor einer halben Stunde hatte Lilly ihn hierhergebracht, einen Scotch in der rechten Hand, eine Decke über dem Schoß, die senfgelbe Jacke über den Schultern. Er zog einen Zigarrenstummel aus der Westentasche. Vor dem Essen paffte er gern ein bisschen, am besten heimlich, dann beschwerten die Frauen sich nicht. Während der streng duftende Rauch um seinen Kopf waberte, sinnierte Bunny über den bereits herbstlichen Einfallswinkel der Sonne und ihr rasches Verschwinden, bei dem sie gelbe, orange und rote Schattierungen auf Wasser und Wolken malte. Als die Sonne endgültig untergegangen war, drückte er den Rest der Zigarre in der großen Muschelschale aus, die er hinter einem Pflanzgefäß versteckt hatte.

Den scharfen Tabakgeschmack noch auf den Lippen, atmete Bunny langsam aus und ein und lauschte dabei dem leisen Rasseln in seiner Kehle. Er war sich bewusst, dass etwas Dickflüssiges, Unnachgiebiges tief in seinem Innern steckte und nach seiner Brust griff. Er konnte sich vorstellen, dass es sich langsam in den Bauch, die Gliedmaßen und

irgendwann auch ins Gehirn ausbreitete. Er hatte ein gutes Leben gehabt, ein schönes Leben – ein Geschenk des Himmels. Doch etwas machte ihm zu schaffen, es hatte mit Becca zu tun. Sie bemühte sich so sehr, die perfekte Arztgattin zu sein, aber Bunny hatte nun schon mehrmals beobachtet, wie sie mit leerem Blick ins Nichts starrte. Manchmal hatte sie sogar Tränen in den Augen. Bestimmte Themen waren für Väter und Töchter besonders schwierig zu besprechen, aber wenn es mit ihm zu Ende ging, durfte er keine Zeit verschwenden.

Immer wieder erforschte er in seinen Erinnerungen den Punkt, an dem Becca sich verändert hatte. Damals, als sie nicht mehr wollte, dass er sie »Prinzessin« nannte. Immer wieder landete er in dem Jahr, nachdem die Jungs aus dem Krieg zurückgekehrt waren und sie aus dem Internat zurückkam, das Sadie für sie ausgesucht hatte. Wie hieß es noch mal? Er war kein einziges Mal dort gewesen und hatte keinerlei Bild im Kopf, wie es dort sein mochte. Die einzige Schule, an die er sich erinnerte, war die in Pittsburghs Deutschtown, dem dicht besiedelten Stadtteil direkt nördlich der Stelle, wo der Allegheny River sich mit dem Ohio River vereinigte. Im Klassenzimmer hing die amerikanische Flagge, und er stand jeden Morgen kerzengerade neben seinem Pult und leistete, die Hand aufs Herz gedrückt, die schwarzen Haare an den Kopf geklatscht, den Treueschwur. Sein Vater war sehr stolz gewesen, dass er als echter amerikanischer Junge aufwuchs. »Siehst du, Anna«, sagte er oft zu seiner Frau. »Bernhard spricht akzentfrei Englisch. Niemand würde auf die Idee kommen, dass wir aus Deutschland sind.«

Bunny nahm einen letzten langen Schluck Scotch und stellte das Kristallglas auf den Tisch neben sich. Dann packte er mit beiden Händen die Räder des Rollstuhls und

drehte ihn mit einiger Anstrengung in Richtung Wohnzimmerfenster. Der Raum war hell erleuchtet und machte ihn unsichtbar für die Zwillinge Joseph und Benjamin, die auf dem Teppich über einem Puzzle brüteten. Ruth, seine Schwiegertochter, ging durchs Zimmer und zerzauste liebevoll Josephs blonde Locken, der Kleine blickte kurz auf und lächelte sie voller Zuneigung an. Trotz allem, was Ruth durchgemacht hatte, war sie innerlich im Gleichgewicht geblieben. Wenn er das doch auch von Becca sagen könnte.

Er fühlte mit den beiden Jungen, die selbst schon so viel Schmerz erlitten hatten und denen das Wohl ihrer Mutter so sehr am Herzen lag. Auch seine eigene Mutter hatte sich immer auf ihn verlassen können. Obwohl sie gelernt hatte, sich auf Englisch verständlich zu machen, war sie in diesem Land immer eine Fremde geblieben, und wenn sie wirklich etwas zu sagen hatte, sprach sie Jiddisch. »Dein Vater nennt es Fortschritt«, erklärte sie oft, »aber ich kann nur an das denken, was wir zurückgelassen haben.« Sie brachte Bunny hebräische Gebete bei und drängte ihn, sie abends im Bett leise zu rezitieren. In ihrer Mimik zeigte sich ihr Ekel vor der Arbeit seines Vaters, der in der Fleischverarbeitung tätig war und den ganzen Tag mit Schweinefleisch hantierte. Auch der stets rußgeschwärzte Himmel von Pittsburgh brachte sie zum Stöhnen, und so sehr sie auch schrubbte und scheuerte, der Schmutz von den Fabriken war überall, und durch die häufigen Überschwemmungen des Allegheny war das Haus kalt und feucht.

Bunny beugte sich im Rollstuhl vor und klopfte leise an das Fenster. Sofort fuhr Joseph hoch. Bunny beugte sich noch dichter heran, klopfte, winkte, zeigte zur Balkontür, und schon war Joseph unterwegs, packte mit beiden kleinen Händen den Türknauf, drehte ihn und trat auf die Terrasse.

»Was machst du denn hier draußen, Grandpa?«

»Ich hab Lilly gesagt, dass ich den Sonnenuntergang anschauen will, aber ich glaube, sie hat mich vergessen.«

»Ist dir kalt?«, fragte der Junge und schlang zum Schutz gegen den Wind die Arme um sich.

»Nein, unter der Decke ist es kuschlig warm. Steig auf meinen Schoß, dann wärme ich dich.«

Kaum hatte es sich sein Enkel an seiner Brust gemütlich gemacht, tauchte Benjamin auf.

»Komm her, hier ist Platz genug für euch beide.«

Bunny breitete die Decke über alle drei. Obwohl Joseph und Benjamin bisher ausgelassene, fröhliche Jungs gewesen waren, ließ sich schwer abschätzen, wann sie sich von dem Schock erholen würden, den der Tod ihres Vaters in ihnen ausgelöst hatte. Sicher, Ruth hatte ihren Mann verloren und Bunny und Sadie einen Sohn, aber Bunnys Trauer konzentrierte sich hauptsächlich darauf, dass die Jungen nun ohne Vater aufwachsen würden. Natürlich würde er für sie sorgen, aber darum ging es ja nicht. Für einen guten Start ins Leben brauchte ein Junge doch ein männliches Vorbild.

Bunnys eigener Vater war für ihn sein größter Unterstützer gewesen und hatte ihn an jedem Wendepunkt seines Lebens ermutigt. Auch sein Leben war eine Erfolgsstory nach dem Motto »vom Tellerwäscher zum Millionär« gewesen – Samuel Meister hatte dreißig Jahre bei H. J. Heinz gearbeitet, war aus der Fleischverarbeitung in der Fabrik zum Abteilungsleiter und schließlich in die Hauptverwaltung befördert worden, wo er sich in die Personalabteilung emporarbeitete. Bunny hatte oft gehört, wie sich seine Mutter darüber beklagte, die Fabrik sei nicht sauber, nicht kosher, aber er selbst bewunderte den Weg, den sein Vater eingeschlagen hatte. Oft fuchtelte Samuel Meister mit Mes-

ser und Gabel in der Luft herum, um am Esstisch Bunnys Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. »Harte Arbeit, Bernhard«, verkündete er dann, »und zum richtigen Zeitpunkt etwas riskieren – darum geht es. Wenn deine Mutter und ich Deutschland nicht verlassen hätten, würden wir immer noch auf einer Strohmratze auf dem Speicher ihres Vaters übernachten!«

Während sie jetzt zu dritt in den Nachthimmel starrten, drückte Bunny seine Enkelsöhne an sich. Die Trustfonds waren natürlich nicht zu verachten, aber wer würde die beiden auf ihrem Weg begleiten? Vielleicht einer ihrer Onkel. Aber einen Vater konnten auch sie nicht ersetzen.

Bunnys Vater hatte hart gearbeitet, um seine Familie aus Deutschtown herauszuholen, er hatte es Bunny ermöglicht, die Privatschule in Oakland zu besuchen, und Bunnys Mutter zu einem winzigen Garten verholfen. Vielleicht hatte sie das Fleisch, das sein Vater verarbeitete, nicht gebilligt, aber auch sie hatte davon profitiert, und als sie ihr eigenes Stückchen Land bestellen konnte, ging es ihr deutlich besser. Sein Vater hatte auch nicht protestiert, als Bunny, um amerikanischer zu klingen, das H aus seinem Vornamen strich und Bernard wurde oder als seine Teamkameraden anfangen, ihn Bernie zu nennen. Er war bei allen Football-Spielen gewesen und hatte seinen Sohn voller Stolz von der Tribüne beobachtet.

Allerdings hatte Bunny ihm nie erzählt, wie der Coach im Spiel gegen Deutschtown die Mannschaft in der Halbzeit angebrüllt hatte. Sie saßen auf einer langen Holzbank, lagen einen Touchdown zurück, und mehrere Spieler waren verletzt. »Ich möchte euch kämpfen sehen, Jungs! Ich möchte, dass ihr daran denkt, wer ihr seid und wo ihr herkommt. Ihr werdet nicht zulassen, dass diese dreckigen Sauerkraut-

fresser und Juden aufs Feld kommen und uns eine Niederlage beschern. Schicken wir diese Fleischpacker mit eingeklemmtem Schwanz nach Hause!«

Bunny spürte, wie ihm die Hitze in den Kopf stieg, er hatte Angst, als Hochstapler entlarvt zu werden. So ging er zurück aufs Feld, nahm seine Position in vorderster Linie ein und richtete den Blick zu Boden statt in die Augen des Gegners, genau wie er es gelernt hatte. Wie groß war die Chance, dass jemand aus der alten Nachbarschaft ihn oder seinen Vater erkannte? Tage später, als ihm klar wurde, dass seine Klassenkameraden ihn für ihresgleichen hielten, war seine Erleichterung in Panik umgeschlagen. Es würde enorme Wachsamkeit erfordern, die Herkunft seiner Familie geheim zu halten, vor allem wegen des Akzents seiner Mutter.

Joseph unterbrach Bunnys Gedanken. »Grandpa, glaubst du, dass Daddy im Himmel ist?«

»Joseph ...« – Bunny stutzte, dass sein Enkel seinen Vater erwähnte – »... natürlich ist er im Himmel.« Nach ein paar Minuten fügte er hinzu: »Wenn ihr Jungs euren Vater vermisst, dann stellt ihn euch hier vor, hier in Eden. Er hat dieses Haus geliebt und wird hier immer bei euch sein. Genau wie ihr jetzt war er als kleiner Junge in Eden. Überall werdet ihr auf seine Spuren stoßen. Er war neben mir und hat mir nach dem großen Hurrikan beim Wiederaufbau geholfen. Himmel, er hat seiner Schwester das Leben gerettet!«

Bunny deutete mit seinem krummen Zeigefinger zum Ozean. »Seht ihr die Dünen da draußen? Wenn ihr über sie klettert, wird er euch an der Hand halten. Wenn ihr fischen oder segeln geht, dann schaut im Wasser nach seinem Spiegelbild, lauscht in den Wellen auf seine Stimme. Und wenn ihr zu den Sternen am Himmel hinaufschaut, dann denkt daran, wie seine Augen geleuchtet haben.«

»Das werde ich, Grandpa.« Joseph nickte, er hatte genau verstanden.

»Warst du hier auch mal ein kleiner Junge, Grandpa?«, fragte Benjamin.

»Nein, ich nicht. Als Kind habe ich Pittsburgh nie verlassen.«

»Warum bist du dann hierhergekommen?«

»Oh, na ja, vermutlich habe ich es mir einfach in den Kopf gesetzt ...«

Und dann erzählte Bunny ihnen, wie alles angefangen hatte – an einem Nachmittag, an dem er zusammen mit Michael Turner auf dem Rasen vor dessen Haus seine Wurftechnik übte. Michael war sein bester Freund in der Highschool und erzählte ihm oft ausführlich von seinen Sommerplänen. »Wir fahren alle nach Long Harbor, Rhode Island.« Seine Familie hatte auf einer Halbinsel ein Achtzig-Hektar-Grundstück gekauft, das auf der einen Seite direkt am Strand lag und auf der anderen an einen geschützten Hafen und mehrere kleine Buchten grenzte. »Es ist perfekt dort, Bernie – wir haben sowohl die Wellen als auch reichlich Möglichkeiten zum Segeln. Außerdem kommen wir im Sommer aus dem Gestank der Großstadt raus.«

Bunny hatte versucht, sich seine Ehrfurcht nicht anmerken zu lassen. Er hatte das Meer noch nie gesehen und kannte den Gestank von Pittsburgh im Sommer nur zu gut. Sein Bild vom Ozean basierte auf den kalten, stürmischen Beschreibungen von Rudyard Kipling in »Brave Seeleute«. Erst als er sich mit einem Football-Stipendium in Yale einschrieb, lernte er ihn im wirklichen Leben kennen.

Seine Freunde in Yale eröffneten ihm eine ganz neue Welt. Allerdings erzählte Bunny seinen Enkelsöhnen nicht,

wie Whitey und Stalworth anfangs des Öfteren in sein Zimmer im Wohnheim gestürmt waren und eine Flasche Whiskey mitten auf dem Referatsentwurf abgeladen hatten, an dem er gerade arbeitete. »Jetzt sei doch nicht so ein Streber, Bernie«, beschwerten sie sich dann. Irgendwann begriff Bunny die Spielregeln, lockerte seine Krawatte, schwang die Füße auf den Tisch und sorgte dafür, dass niemand mehr mitbekam, wie viel er lernte. Dafür mixte er Drinks für seine Kommilitonen und bewegte sich schon bald unter den elitären Ivy-League-Studenten, als wäre er einer der ihren.

Stattdessen setzte Bunny seine Erzählung jetzt mit der Geschichte fort, wie Whitey ihn das erste Mal nach Southampton eingeladen hatte. Als er aus dem Bus stieg, war er regelrecht geblendet und musste sich schützend die Hand über die Augen halten – nicht nur wegen des vom weißen Sand reflektierten Sonnenlichts, sondern auch, damit niemand sein Staunen bemerkte. Endlich betrat er die sonnenverwöhnte Welt, von der ihm Michael Turner immer vorgeschwärmt hatte.

Whitey führte ihn an einen breiten Sandstrand, wo seine Freunde, seine Schwestern und deren Freunde es sich auf Decken gemütlich gemacht hatten. »Mann, Bernie, nach der Fahrt ist dir doch bestimmt heiß! Also los, komm schon!« Damit hüpfte Whitey über die Decken hinweg und rannte los in Richtung Wasser, preschte durch die schäumende Brandung, bis er weit genug draußen war, um problemlos Wasser treten zu können. So schaukelte er auf den Wellen auf und ab, während Bunny sich noch wunderte, wie er es geschafft hatte, durch die Brandung ins ruhigere Wasser zu gelangen. Aber er folgte seinem Freund, bis das Wasser ihm zur Taille reichte, spritzte sich Gesicht und Haare nass,

schlang dann die Arme um die Brust und schauderte etwas übertrieben. Er war nie auf die Idee gekommen, dass er schwimmen lernen könnte.

Später, als sie auf dem Rasen saßen und Pläne für den Abend schmiedeten, blieb Whiteys jüngste Schwester immer in Bunnys Nähe. Er half, Steaks und Maiskolben zu grillen, der Geschmack des kühlen Biers vermischte sich mit dem Salz auf seinen Lippen, seine Stirn und seine Wangen prickelten von der Sonne. Der Geruch der brutzelnden Steaks, der Widerschein des Feuers, die entspannte Ungezwungenheit, mit der die anderen an den Maiskolben herumknabberten, sich an den Bierflaschen bedienten und einander im Mondlicht küssten, bezauberte ihn. Und so fasste Bunny den Entschluss, dass dieser Zauber auch ein Teil seines Lebens sein würde.

Als er mit der Geschichte fertig war, ruhten die kleinen Köpfe seiner Enkel auf seiner Brust, in der er immer noch das leise Rasseln spürte.

»War das Mädchen am Strand unsere Grandma?«, fragte Joseph.

Bunny lachte. »Nein, nein. Eure Großmutter habe ich erst ein paar Jahre später bei einer Gartenparty in Pittsburgh kennengelernt. Ein Bild von einer Frau war sie damals ...« Die Balkontür ging auf, und Ruth erschien.

»Da seid ihr ja!«, rief sie erleichtert und eilte zu den dreien im Rollstuhl.

»Stell dir vor, Grandpa kann nicht schwimmen«, erzählte Benjamin.

»Wovon redet ihr da? Ich hab euch gesucht!«, sagte Ruth und klang ein bisschen ärgerlich. Aber sie war nie lange böse.

»Ruthie, hast du was von Becca gehört? Kommt sie übers Wochenende?«, fragte Bunny.

»Ich glaube nicht. Sie und Dan geben eine Benefizparty für das Krankenhaus«, antwortete Ruth und steuerte den Rollstuhl energisch auf das Wohnzimmer zu. »Jungs, steigt bitte mal runter von Grandpas Schoß, Lilly hält in der Küche das Essen für euch warm.«

4

PITTSBURGH, PENNSYLVANIA

1915

Etwas widerwillig begleitete Sadie ihre Eltern zu der Gartenparty bei den Downings. So oft schon hatte sie ihnen klipp und klar gesagt, dass sie keinen Wert darauf legte, bei jedem gesellschaftlichen Ereignis in Pittsburgh zur Schau gestellt zu werden, und dass ihr ein Ausritt mit ihren Pferden tausendmal lieber war als die lästige Suche nach einem passenden Ehemann. Nun hielt sie einen Sonnenschirm in der Hand und trug ein bauschiges weißes Kleid mit eng anliegender Taille, dazu hatte ihre Mutter ihr die dunkelroten Haare im Stil eines Gibson-Girl hochgesteckt, nippte an ihrem Eistee und heuchelte Interesse an der Krocket-Partie, die zwei an sich recht flotte, aber von ihrer förmlichen Kleidung und dem Pagenkopf-Haarschnitt etwas gehemmt wirkende Jungen auf dem grünen Rasen spielten.

»Sadie Thompson, darf ich dir Bernard Meister vorstellen?«, sagte Mrs. Downing, als sie Sadie zu ihrem Platz begleitete. »Ich glaube, ihr beide seid in einem ähnlichen Alter. Bestimmt habt ihr einander eine Menge zu erzählen.«

Sadie ließ sich von Bernard den Stuhl halten und lächelte

in seine Richtung, als er sich neben sie setzte. Er hatte ein ausgeprägtes Kinn, olivfarbene Haut und pechschwarze Augenbrauen. Sie fand sein Profil faszinierend und war ihren Eltern plötzlich sehr dankbar dafür, dass sie sie gezwungen hatten mitzukommen.

Während die Männer am Tisch darüber diskutierten, was für ein genialer Schachzug es von Andrew Carnegie gewesen war, sein Eisenbahnimperium in Carnegie Steel umzuwandeln und an US Steel zu verkaufen, sprachen die Frauen über die bevorstehenden Höhepunkte des Gesellschaftslebens. Sadie machte höflich Konversation mit Bernard. »Du hast Jura in Yale studiert – meine Güte. Da warst du bestimmt oft in Manhattan. Erzähl mir doch ein bisschen davon.« Lächelnd tat er ihr den Gefallen. Sadie war so bezaubert von seinen dunklen Augen, dass sie errötete und schnell wegschaute, wobei sie aber so tat, als suchte sie jemanden am anderen Ende des Festzelts.

Als sie nach der Party in der Kutsche saßen, die sie über die holprige Straße zu ihrem Haus brachte, konnte Sadie nur an Bernard denken, an seine seidigen schwarzen Haare, das Grübchen in seinem Kinn, die Art, wie er sie angesehen hatte. Leider unterbrach ihr Vater schließlich ihre Träumerei.

»Dieser Meister – ich glaube, er arbeitet für Downing, drüben bei Heinz. Irgendjemand hat erzählt, dass er in der Fabrik angefangen und sich hochgearbeitet hat.«

»Unglaublich, dass sein Sohn den Platz neben Sadie bekommen hat. Habt ihr den Akzent seiner Frau gehört?«, steuerte ihre Mutter bei. »Diese Leute kommen direkt aus Deutschtown.«

»Aber ich bin sicher, dass Downing sie schätzt.«

»Bei Frannie Downing kann man sich nie sicher sein. Sie ist manchmal eine echte Unruhestifterin.«

»Ach, Helene.«

»Nach ihrem Äußeren zu urteilen sind sie Juden.«

»Das reicht jetzt, Helene.«

Als Sadie in dieser Nacht im Bett lag, fragte sie sich, ob Bernard sie wohl besuchen würde. Aber sie hatte Angst, dass er in der Kanzlei zu viel arbeiten musste und nicht die Zeit dafür finden würde.

Am nächsten Morgen fuhren Sadies Eltern mit ihrer Kutsche zu der eine Meile entfernten Familienkirche am Rand ihres großen Grundstücks, Lancaster Fells. Sadie und ihre Geschwister folgten ihnen immer lieber zu Fuß, und ehe sie außer Hörweite waren, streckte ihre Mutter noch einmal den Kopf aus dem Fenster, um sie zu ermahnen: »Trödelst nicht so!«

Sadies Brüder schlängelten sich zwischen den großen Bäumen hindurch, die die Auffahrt säumten, Sadie hüpfte Arm in Arm mit ihrer kleinen Schwester Kitty hinter ihnen her. Immer wieder ermahnte Sadie die Jungen, die Pfützen zu meiden, denn wenn sie sich schmutzig machten, ärgerte sich ihre Mutter. Alle vier Thompson-Kinder hatten rote Haare, ein Erbstück der mütterlichen Linie, und Sadie hatte gehört, wie ihre Thompson-Großmutter darüber lamentierte, dass Sadie die Einzige der Geschwister war, der sie wirklich standen. Sie hatte helle Haut mit ein paar Sommersprossen auf dem Nasenrücken, geschwungene Brauen und verschmitzt funkelnde Augen.

Nach dem Gottesdienst versammelte sich die Familie im Cottage ihrer Großmutter, die hierhergezogen war, als Sadie acht wurde, kurz nach Kittys Geburt. »Ich bin zu alt, um bei den Kindern zu wohnen«, hatte ihre Großmutter verkündet. »Außerdem hat es den Anschein, dass Helene und ich lieber nicht gemeinsam eine Küche benutzen soll-

ten.« Sadie hatte ihre Großmutter gern um sich gehabt und erinnerte sich noch gut an den Wortwechsel ihrer Eltern, als die Großmutter darauf bestand, dass das traditionelle Essen am Sonntagabend vom großen Speisesaal des Haupthauses in ihr bescheidenes Esszimmer verlegt wurde.

»Helene, meine Mutter ist eine alte Frau, sie hat sonst nichts mehr«, hatte ihr Vater gesagt, offensichtlich des Streitens müde.

Als Kaffee eingeschenkt wurde, machte die Frau des Pfarrers ganz unschuldig eine Bemerkung darüber, wie viele Hochzeiten über den Sommer in der Kirche gefeiert worden waren. »Juni und Juli gab es jeden Samstag eine ...«

»Nun, unsere Sadie hier, sie ist fertig mit der Schule, hat ihre Bildungsreise gemacht, ist in die Gesellschaft eingeführt worden ... Wann war das? Vor fünf Jahren?«, mischte sich Sadies Großmutter ein, und aus dem Augenwinkel nahm Sadie den gequälten Ausdruck in den Augen ihrer Mutter wahr.

»Vor vier Jahren«, korrigierte ihre Mutter.

»Vier, na gut. Ich kann nur hoffen, dass ich die Hochzeit noch erlebe.«

Peinlich berührt nippte die Frau des Pfarrers an ihrem Kaffee.

»Würdet ihr mich bitte entschuldigen?«, brach Sadie das Schweigen. »Solange ich noch eine freie Frau bin, möchte ich gern Blue bewegen!« Sie erhob sich vom Tisch, verabschiedete sich mit fröhlicher Stimme, gab dem Pfarrer die Hand und küsste ihre Großmutter auf die Wange. Ihretwegen konnte sich ihre Mutter getrost all die Sorgen machen, sie selbst war mit ihrem Leben, wie es war, vollkommen glücklich.

So schnell sie konnte, eilte sie in das Haupthaus zurück,

schlüpfte in ihre Reitsachen und machte sich auf den Weg zu den Ställen. Während sie ihr wertvolles Quarter Horse striegelte und sattelte, atmete sie tief den vertrauten Geruch des gegerbten Leders ein. Die Sonne im Gesicht, ritt sie über die Wiesen und am Waldesrand. An der Straße beschleunigte sie das Tempo, und während Blue am Straßenrand entlanggaloppierte, kam ihnen eine Mietkutsche entgegen. Sie zügelte das Pferd und wurde etwas langsamer, ehe sie die Kutsche überholte und darin zu ihrer großen Überraschung und Freude erst dunkle Haare und dann Bernards Gesicht erspähte. Ungeschickt öffnete er das Fenster.

»Hallo!«, begrüßte ihn Sadie.

»Na, so ein Zufall!«

»Machst du eine sonntägliche Spazierfahrt?«

»Nein, ich komme aus einem bestimmten Grund – du hast gesagt, ich kann mal vorbeischauen, und das wollte ich gerade tun.«

Sadies Herz setzte einen Schlag aus. »Oh«, war alles, was sie in ihrer nervösen Überraschung herausbrachte. Am liebsten hätte sie vor Freude laut losgelacht. »Bieg da vorn rechts ab und warte beim Stall auf mich!« Damit gab sie Blue die Sporen und galoppierte wieder los. Allerdings rasten ihre Gedanken noch schneller als die Hufe des Pferdes.

In diesem Sommer ging Sadie allen von ihrer Mutter angestrebten Vorstellungsterminen mit »heiratswürdigen« jungen Männern aus dem Weg und verbrachte ihre Abende und Wochenenden stattdessen mit Bernard. Sie unternahm mit ihm nach dem Abendessen Spaziergänge, brachte ihm das Satteln eines Pferdes und später auch das Reiten bei. Als er ihr vorschlug, gemeinsam einen Fahrradausflug zu machen, neckte sie ihn wegen seiner Großstadterziehung. Sie lud ihn zum sonntäglichen Familienabendessen bei ihrer

Großmutter ein, und er begleitete sie zu zwei Tanzveranstaltungen im Hunt Club.

Eines Abends lud Bernard Sadie dann vor einem gemeinsamen Konzertbesuch in der Symphony Hall zu sich nach Hause in Oakland ein. Zusammen mit seinen Eltern saßen sie in dem kleinen Wohnzimmer und schlürften Sherry; Mrs. Meister servierte Käse und Brot auf einem Porzellanteller. Um ihren begrenzten Wortschatz zu kompensieren, untermalte sie ihre Sätze gern mit den Händen, während Mr. Meister am Ende jedes Satzes die Fäuste schüttelte, um dem Gesagten Nachdruck zu verleihen. Sadie hatte selten so viel Engagement erlebt wie bei diesen aus eigener Kraft emporgekommenen Menschen. In ihren Kreisen erbten Männer zwar prachtvolle Häuser und Positionen, aber alle verließen ihr Büro am frühen Nachmittag, um im Pittsburgh Club Backgammon zu spielen und Whiskey zu trinken.

Später schlenderten Sadie und Bernard Arm in Arm zur Symphony Hall. »Wenn dein Vater deinen Namen sagt, klingt das immer, als wären es zwei Wörter – Bern-hard –, und irgendwie streng, fast so, als wollte er dich bestrafen.«

»Ha – das ist mir noch nie aufgefallen.«

»Wirklich? Hast du eigentlich keinen Kosenamen, einen, den man dir als Kind gegeben hat?«

»In der Schule hieß ich Bernie, aber davon hab ich nie viel gehalten.«

»Ich finde aber, Bernard klingt zu alt, und Bernie zu schrill. Für mich bist du eher ein ... ein Bunny. Kein Bernie.«

»Wie bitte?« Hielt sie ihn für ein Häschen?

»Doch, Bunny. Weich wie ein Kaninchen, gutmütig und freundlich.«

»Weich?«

»Na ja, du weißt doch selbst, dass du ein Lamm im Wolfs-